

Corinna Dziudzia

Frauen des Schwertes und der Feder.

Rezension zu Stephanie M. Hilger: *Gender and genre: German women write the French Revolution*. Newark: University of Delaware Press 2015.

Bereits mit *Women Write Back* (2009) hat Stephanie M. Hilger die postrevolutionäre Phase ab 1790 fokussiert und nimmt diese nun mit ihrem aktuellen Buch *Gender and Genre* (2016) erneut in den Blick, allerdings expliziter hinsichtlich der sozialen und politischen Veränderungen im Zuge der revolutionären Ereignisse und ihrer Darstellung in deutschsprachiger Literatur. Hilger geht dabei grundlegend von zwei thesehaften Annahmen aus: Zum einen, dass der Bereich der Belletristik Autorinnen zunächst gestattet am politischen Diskurs teilzunehmen sowie zum anderen, dass Texte von Autorinnen, welche die Französische Revolution thematisieren, andere Funktionen erfüllen als Texte männlicher Autoren. Dafür nimmt Hilger fünf unbeachtete Texte von wenig bekannten Autorinnen der „Sattelzeit“ (Reinhart Koselleck) in den Blick, um diese mit detaillierten close reading studies zu würdigen: Caroline de la Motte Fouqués *Das Heldenmädchen aus der Vendée* (1816), Christine Westphalens *Charlotte Corday* (1804), Regula Engels *Lebensbeschreibung* (1821), Sophie von La Roches *Erscheinungen am See Oneida* (1798) und Henriette Frölichs *Virginia oder die Kolonie von Kentucky* (1820). Einmal mehr erweist sich dabei, dass Frauen Lesenswertes produziert haben, zumal jenseits der üblicherweise unterstellten Themenfelder und stereotypen Protagonist(inn)en. Über weite Teile gelingt es Hilger, den von der Literaturgeschichte der letzten Jahrzehnte geprägten Blick auf die Frauenliteratur, die nach wie vor und zu oft als nicht lesenswert, uninteressant und damit implizit als qualitativ minderwertig dargestellt, bzw. übergangen wird, zu dekonstruieren. Diesem Vorhaben wäre noch mehr Mut zu wünschen gewesen sowie ein kritischerer Blick jenseits der mittlerweile zumindest relativ gut erforschten Teile weiblichen Schreibens um 1800. Es halten sich Fehltrübeile, die auch Hilger unhinterfragt lässt: Keineswegs beginnt die literarische Produktivität von Autorinnen in Deutschland beispielsweise erst mit Sophie von La Roche. Überhaupt stellt La Roche, im Detail betrachtet, Hilgers grundlegende These in Frage, insofern sie sehr wohl als Herausgeberin einer eigenen Zeitschrift tätig war: *Pomona* fokussierte in jeder Ausgabe auf ein anderes europäisches Land und kommunizierte offen den didaktischen Anspruch, die Leserin erziehen zu wollen. Auch Therese Heyne-Huber-Fosters jahrelange Redaktions- und Herausgebertätigkeit des *Morgenblatts für gebildete Stände* zeigt Teilhabe an einem öffentlichen politischen Diskurs, der damit gar nicht so ausschließlich männlich gewesen sein konnte wie von der Autorin behauptet.

Die schreibenden Frauen um 1800 auf belletristische Werke zu reduzieren und Beispiele weiblicher Herausgeberschaft zu übergehen, schafft unwillkürlich eine Marginalisierung, welche die heutige randständige Position von Frauen in der deutschsprachigen Literaturgeschichte implizit als gerechtfertigt erscheinen lässt. Bisweilen argumentiert Hilger entsprechend noch viel zu dicht an den eigentlich zu überwindenden stereotypen Vorstellungen der Literaturgeschichtsschreibung, die schreibende Frauen überhaupt nur ganz bedingt und eingeschränkt zulässt, nämlich eben beispielsweise im Bereich der Belletristik. Indem Hilger nun ihre Argumentation versucht zu stärken, insofern sie den Ausnahmecharakter der ausgewählten Autorinnen und der von ihr behandelten Texte betont, leistet sie zugleich stereotypen und marginalisierenden Annahmen Vorschub. In bekannter Manier wird beispielsweise Goethes und Schillers ‚Vorwurf‘ der ‚dilettantischen Frauen‘ wiederholt. Nur wird nicht darauf hingewiesen, dass der Begriff des Dilettantismus bzw. Dilettanten zeitgenössisch weniger die negativ konnotierte Beleidigung bedeutete, mit der wir heute dieses Urteil auffassen, sondern zuallererst eine Tatsache beschreibt, insofern Frauen jeglicher Zugang zu formaler Bildung verwehrt war. Dies vorrangig und ausschließlich als frauenfeindlich und -verachtend zu lesen, lässt aus dem Blick, dass Goethe und Schiller diese andere, eben nicht formale Bildung der Frauen durchaus als innovativer und freier zu würdigen wussten (siehe diesbezüglich Goethes Notiz in den Skizzen zu der für die *Propyläen* geplanten Abhandlung „Über den Dilettantismus“, 1799: „Dilettantism der [...] Weiber, — der Reichen, — der Vornehmen. Ist Zeichen eines gewissen Vorschlittes.“).

Wenn Schiller weibliche Autorschaft abgelehnt hätte, warum hätte er als Herausgeber so vielen Autorinnen im *Musen Almanach* oder in den *Horen* eine Plattform bieten sollen? Wenn das Urteil der ‚dilettantischen Frauen‘ tatsächlich eine derartige Beleidigung gewesen wäre, warum beispielsweise findet Goethe es amüsant und sogar schmeichelfhaft, als man ihm die Verfasserschaft des Romans *Agnes von Lilien* zuschreibt, der aus der Feder von Schillers Schwägerin, Karoline von Wolzogen, stammt?

Es ist ohne Zweifel richtig, dass Frauen um 1800 nicht gleichberechtigt leben konnten. Hilger jedoch arbeitet sich bisweilen an Stereotypen ab, die bereits eine zeitgenössische Marginalisierung der Autorinnen voraussetzen. Nur weil es damals üblich war, in Vorworten das eigene, weiblich produzierende Licht unter den Scheffel zu stellen oder die eigene Autorschaft zu verschleiern – nicht zuletzt, weil das Erraten des Verfassers bzw. der Verfasserin ein beliebter Zeitvertreib war – heißt das nicht, dass das jeweilige Licht auch unter diesen Scheffel gehört. Der Zeitgeist verlangte vielmehr, was erst spätere Generationen an Literaturgeschichtsschreibern beim Wort nahmen. Indem man sich jedoch an diesen späteren Stereotypen abarbeitet, die sich – und das zeigt sich an den ausgewählten Texten – einmal mehr mindestens als fragwürdig, wenn nicht gar als falsch erweisen, werden sie als Norm verfestigt und schränken eine differenzierte Darlegung

ein. Eigentlich zeigt sich das Bild der Literatur, die von Frauen verfasst wird, dagegen als divers, hinsichtlich der Themen genauso wie der Gattungen oder politischen Haltungen. Das Verdienst der Studie ist denn auch vor allem, Licht auf Autorinnen zu werfen, die jenseits aller Annahmen von ungebildeten und sich nur um das Häusliche kümmernden Frauen stehen und gänzlich andere Bilder von Weiblichkeit, die um 1800 eben scheinbar auch möglich waren, zu zeichnen. So ist denn in den ausgewählten Texten die Rede von Frauen, die auf Schlachtfeldern kämpfen oder aus politischen Überzeugungen zu Mörderinnen werden; von Frauen, die alleine in das nachrevolutionäre Paris reisen oder die sich mit ihrem Partner in den englischen Kolonien ein neues Leben aufbauen, worin ihnen eine Enzyklopädie zum Überlebenswerkzeug wird, die sie miteinander lesen. Beeindruckend ist, beispielsweise anhand der Besprechung von Westphalens Tragödie über Charlotte Corday, der Mörderin Marats, zu lernen, wie sehr die Französische Revolution daran gescheitert ist, auch für Frauen Gleichheit und Freiheit zu erlangen und wie dies bereits die Zeitgenossinnen als Verlust und Versäumnis bewertet haben. Ein weiteres, gängige Stereotype hinterfragendes Beispiel ist die autobiographische Lebensbeschreibung der Schweizerin Regula Engel, die Einblick in das Leben einer Frau gibt, die an der Seite ihres Soldatenmannes die Welt bereist, 21 Kinder gebärt, selbst auf den Schlachtfeldern im Dienste Frankreichs kämpft und die schließlich – nach dem Tod ihres Mannes im Kampf – versucht eine Witwenrente für sich und die Kinder zu erstreiten.

Die in der Studie fokussierten Beispiele weiblichen Schreibens sind mit dem Anwachsen digitaler Korpora (wieder) verfügbar, wenn auch nicht als historisch-kritische Ausgaben, bisweilen überhaupt nicht mehr in gedruckter Form. Es kann nicht stärker unterstrichen werden, wie sehr Hilger recht damit hat, dass alles damit beginnt, diese Texte überhaupt erst einmal wahrzunehmen, darunter Lesenswertes zu entdecken, sie bisweilen erstmals überhaupt in verlässlichen Textausgaben zur Verfügung zu stellen, um schließlich (endlich) ein akkurateres Bild der Literatur zeichnen zu können. Dieses eigentliche Bild der Literatur jenseits der Stereotype späterer Literaturgeschichtsschreiber wird sich mit dem Anwachsen der digitalen Korpora entsprechend zunehmend besser erfassen lassen. Die Problematik des Kanons jedoch bleibt bestehen und kann nicht ad acta gelegt werden, denn auch mit digitalen textkritischen Editionen werden – ganz den alten Gleisen folgend – vorrangig die ‚Klassiker‘ bedacht (vgl. etwa die aufwändige digitale Faust-Edition verschiedener Fassungen), womit sich die Marginalisierung von Texten wie beispielsweise solcher weiblicher Autorschaft weiter fortzuschreiben droht.